

„Oh, Gott“, flüsterte Paul, dem das Herz schon in die Kniekehlen gerutscht war, „die Leute fressen uns doch auf, wenn sie uns hören.“

„Sag ich doch immer schon“, pflichtete Gregor ihm bei, „wir sind noch nicht so weit.“

„Kann gut sein“, sagte Hermann zu Gregor, „dass ich gleich soweit bin und dir eins auf die Gurke haue.“ Und zu uns: „Sind wir Memmen? Oder sind wir Männer?“

So zitterten und zeterten wir unserem Auftritt entgegen, und es kam wie es unter diesen Bedingungen kommen musste: nachdem Cliff uns als hoffnungsvolle neue Band angesagt hatte und wir die Bühne betraten, waren wir psychisch bereits im Keller. Schon den ersten Einsatz verpatzten wir gründlich, dabei ging das eigentlich gar nicht, denn was konnte man an *Rhythm of the Rain* verkehrt machen?

Zum Beispiel den Text vergessen, mir jedenfalls gelang es auf Anhieb nicht, die ersten beiden Liedzeilen zu fassen:

*Listen to rhythm of the falling rain,
Telling me just what a fool I've been.*

Nicht der Rhythmus des Regens flüsterte mir ein, dass ich ein Narr sei, ich machte mich selber dazu. Totaler Blackout. Ich rettete mich dann irgendwie mit Summen in die Folgezeilen, in der mir zwar nicht das Herz gebrochen wurde, aber mein Selbstvertrauen:

*I wish that it would go and let me cry in vain
And let me be alone again ...*

Wie man einen so schönen Liebesong bloß so verhunzen konnte? Schlimmer traf es Paul, der schon in den ersten Minuten feststellen musste, dass seine Gitarre auf der A-Saite

nicht richtig gestimmt war, obwohl wir diese Übung bereits lange vor dem Konzert durchgeführt hatten.

Aus dem Publikum starrten uns verdutzte Gesichter entgegen. Aus dem Erstaunen wurde Unmut, als wir auch *All I Have to Do is Dream* ziemlich versäkten, weil Harry seine Zweitstimme nicht hinbekam. Statt Everly Brothers wurden wir binnen Kurzem zu Chaos Brothers.

Wir waren mittlerweile dermaßen nervös und verunsichert, dass nichts mehr klappen wollte. Bei Cliff Richards *When The Girl In Your Arms* stieß ich vor Aufregung den Mikrofonständer um und brachte uns damit restlos aus dem Tritt. Ich wollte nur noch im Boden versinken, aber es gab keine Ritze in den Bühnenbrettern, durch die man nach unten hätte verschwinden können.

Schließlich kam Walter der befreiende Einfall. Ungefragt, aber kämpferisch, sprang er auf die Bühne und ergriff das Mikrofon: „Meine Damen und Herren, die Tender Sounds brauchen jetzt mal eine kurze Pause. Ich muss den Jungs mal eben in den Allerwertesten treten, und dann werden sie euch anschließend zeigen, was sie wirklich drauf haben. Ihr werdet euch wundern.“ Er sprach langsam und eindringlich und wirkte dabei äußerst souverän.

„Wir wundern uns jetzt schon“, rief ein junger Mann, der erfolglos versuchte Stimmung zu machen.

Wir verließen die Bühne und kämpften uns durch die dicht an dicht stehende Menschenmenge, begleitet von neugierigen, von verächtlichen, aber auch von mitfühlenden Blicken.

Draußen vor der Tür, sagte Walter nach einigen Augenblicken des Schweigens nur drei kurze Sätze: „Wenn ihr jetzt nicht wieder raus geht, dann ist die Band zum Teufel und zwar restlos und für ewig!“ und „Wir haben nichts mehr zu verlieren!“ und „Wir spielen jetzt um unser Leben, also los!“

„Macht das noch Sinn?“, fragte Gregor. Wir überhörten sein Geschwätz.

Spießrutenlauf zurück. Nur zehn Minuten nach unserem Abgang standen wir erneut auf dem Podest. Mir war zwischenzeitlich alles egal, und das war wahrscheinlich das richtige Rezept.

Wir stellten das Programm um und begannen mit zwei Stücken von Eddie Cochran, *Weekend* und *C'mon everybody*. Es klappte, kein einziger Fehler, wiewohl noch etwas zurückhaltend. Dann versuchten wir uns erfolgreich an *How Do You Do It* von Gerry & The Pacemakers. Aus heiterem Himmel waren plötzlich Sicherheit und Stabilität zurückgekehrt. Als fiel uns eine große Last von den Schultern, wagten wir uns an *Heat Wave* und anschließend an *Do You Love Me* von Brian Pool. Fast perfekt.

Walter, der direkt vor der Bühne stand, zeigte uns den erhobenen Daumen, und am zunächst aufmunternden, dann anerkennenden Applaus der Zuhörer, merkten wir, dass es geschafft war. Zum Abschluss unserer Vorführung brillierte Harry instrumental mit *Geronimo* von den Shadows und natürlich mit *Java Guitars*.

Das Auditorium entließ uns mit warmem Beifall und wir genossen die Situation. Eine wichtige Prüfung war bestanden, und wir waren vor allem stolz darauf, dass wir nicht aufgegeben, sondern uns in einer schier ausweglosen Lage durchgebissen hatten.

Unseren Freunden und Sympathisanten, das Wort Fans kam uns noch nicht über die Lippen, stand ebenfalls die Erleichterung ins Gesicht gemalt, nachdem sie am Anfang hilflos unserem Treiben zuschauen mussten.

Stolle war da, nebst frisch gebackener Freundin; Conny war da; Lore und Elisabeth waren da, letztere ohne Clemens, es brannte wieder einmal ein Feuer unterm Dach; Artur und

seine Crew waren da, mittlerweile ausgetreten aus dem James-Dean-Club und als selbständiger „Joey-Dee-Club“ auf Tour (Zitat Artur: „Da bin ich der Häuptling und nicht irgend so ein Penner aus der Nordstadt“).

„Ihr seid mir vielleicht ein paar komische Helden“, sagte Christoph Ebner, dessen Star-Club als Veranstalter fungierte. „Erst habe ich gedacht, was sind das denn für Blindgänger und ist denn der Jackson bekloppt, dass er mir diese grünen Jungs empfiehlt? Aber dann seid ihr ja doch noch aus dem Quark gekommen. Nach der Pause wart ihr wie ausgewechselt. Kompliment, für einen ersten Auftritt war das ganz passabel. Ich lade euch gerne wieder ein.“

Der Reinfluss war abgewendet, in erster Linie dank des geschickten und couragierten Auftretens von Walter, der sich in diesen Momenten für uns als Führungsperson erneut bewährte.

Als wir in der Gaststätte zum Tresen gingen, stand auf einmal Doris Pfeiffer vor mir. „Na“, sagte sie lächelnd, „da seid ihr ja dem Teufel noch mal von der Schippe gesprungen. Aber Glückwunsch, das habt ihr gut rausgerissen.“

Sie gesellte sich zu mir, als seien wir gute alte Bekannte. Auffällig wie sie war, groß, lange braune Haare, ansehnliche Oberweite, rief sie umgehend unsere Mädels auf den Plan.

„Wer ist das?“, zischte Lore mich an.

Ich stellte die beiden einander vor.

„Schön“, sagte Lore, „jetzt wissen wir wer du bist, und du weißt wer wir sind, nun kannst du verduften, du bist hier nämlich überflüssig.“

Ein überraschender, erstaunlicher Ausbruch. War Lore etwa eifersüchtig und wenn ja, warum? Wir waren doch gar nicht richtig zusammen.

Doris nahm den Anpfiff gelassen hin. „Du kannst deiner Trulla ausrichten“, sagte sie zu mir, ohne Lore anzusehen, „dass

ich dir schon nichts tun werde. Sie kann dich haben, wenn sie denn weiß, wie es geht.“ Aufreizend langsam drehte sie sich um und winkte mir noch einmal zu, bevor sie im Saal verschwand.

Lore verschlug es die Sprache. „Was meint die damit?“, stotterte sie aufgebracht.

„Dass du keine Ahnung vom Pimpeln hast“, mischte Artur sich freudestrahlend ein.

„Und du bist ein armer Clown“, fauchte Lore angriffslustig zurück. „Wem muss ich das denn wohl beweisen? Dir doch bestimmt nicht.“

Sie ergriff meine Hand. „Gehst du mit?“, fragte sie entschlossen. „Wir müssen den nächsten Bus nehmen, sonst sind wir nicht rechtzeitig zu Hause.“

Ich schüttelte bedauernd den Kopf. „Geht leider nicht, wir fahren mit den Chicagos zurück. Wir müssen ja unsere Klamotten noch ins Camp bringen.“

„Hau ab“, sagte Harry freundschaftlich, „wir kommen ohne dich klar.“ Die anderen stimmten grinsend zu.

Untergehakt, Lore rechts, Elisabeth links, machten wir uns auf den Weg zur Bushaltestelle. Während der dreiviertelstündigen Fahrt wurde wenig gesprochen, Lore hielt meine Hand und ließ sie keine Minute los. Ich war gespannt, was da noch passieren würde.

Es geschah gar nichts an diesem Abend, nicht zwischen Lore und mir. Sie hatte ihre Mutter überreden wollen, uns noch ein Stündchen zu Dritt in ihrem Zimmer zu gestatten, Radio hören und so. „Daraus wird nichts“, sagte Magda Wisniewski ungewohnt resolut. „Es ist 11 und ihr geht jetzt schön brav, eure Eltern warten sicher schon.“

Enttäuscht standen Elisabeth und ich auf der Straße, es war nicht kalt, aber doch kühl und feucht. „Was machen wir jetzt?“, fragte ich.

„Wir könnten zu uns gehen“, schlug sie vor, „Vater und Mutter haben Nachtschicht und mein Bruder freut sich bestimmt über einen Besuch.“

Kalle litt immer noch an den Nachwirkungen der schweren Verletzungen, die er sich bei seinem Motorradunfall zugezogen hatte und war eng ans Haus gebunden. Als wir jedoch die Wohnung betraten, war er nicht da. Auf dem Küchentisch lag ein Zettel, auf der er seiner kleinen Schwester mitteilte, dass er bei einem Freund in der Nachbarschaft übernachten würde.

„Hat sich was mit Freund“, meinte Elisabeth ironisch, „da steckt diese Heidi hinter, die macht ihm schon lange schöne Augen.“

„Ja, und, ist das so schlimm?“

„Nein, aber der muss mich doch nicht für dämlicher halten als ich bin.“

Wir richteten uns auf der Couch im Wohnzimmer ein.

„Kannst du mir erklären“, fragte ich sie, „was mit Lore los ist? Will die was von mir oder nicht? Ich habe das Gefühl, dass ich nur eine Art Notnagel bin, und darauf bin ich auf Dauer nicht erpicht.“

„Ich weiß nicht, was da abgeht, aber ich glaube, sie hat dich sehr gern.“

„Warum lässt sie mich dann am langen Arm verhungern?“

„Sie denkt wohl, dass sie etwas verpasst, wenn sie sich zu sehr an dich schmeißt.“

Elisabeth strich sich eine Haarsträhne aus der Stirn. „Schläfst du mit ihr?“, fragte sie ohne Vorwarnung.

„So kann man das nicht nennen“, entgegnete ich wahrheitsgemäß, „es ist mehr platonisch, Augenvögeln trifft es besser.“

Sie lachte. „Den Ausdruck kannte ich nicht.“

„Und du“, fragte ich „schläfst du mit Clemens?“

Sie verzog das Gesicht. „Clemens ist ein Sonderfall“, sagte sie gedehnt, „der nimmt es nicht so genau mit der Treue. Der

braucht mehr als ein Mädchen, und der macht nicht mal einen Hehl daraus.“

„Und das hältst du aus?“

„Ne“, antwortet sie, „eben nicht, deshalb haben wir ja dauernd Stunk.“

„Du hast meine Frage noch nicht beantwortet“, hakte ich hinterher.

„Was? Ach so. Klar machen wir es“, sagte sie errötend, „und es ist immer toll, er ist ein Taugenichts, aber ein guter Liebhaber.“

Ich schwieg.

„Hattest du schon mal GV?“, wollte sie wissen.

„Was?“

„Geschlechtsverkehr meine ich.“

Ich schüttelte den Kopf. „Nein, nur falschen, nur Petting, mit streicheln und so.“

Sie rückte langsam näher. „Streicheln wäre jetzt schön“, sagte sie kokett, „und schmusen. Hast du Lust?“

„Ich kann dir doch hier nicht an die Wäsche gehen“, wehrte ich vorsichtig ab.

„Ich lasse mir aber gerne an die Wäsche gehen“, sagte sie trotzig, „vor allem, wenn jemand so nett ist, wie du. Wie wär’s mit einer Leibesvisitation? Da findest du bestimmt was Hübsches.“

Sie meinte es ernst. Als sie ihren Pulli über den Kopf zog und zielstrebig begann, ihre Bluse aufzuknöpfen, wurde mir im schnellen Wechsel warm und kalt. Sie kletterte auf meinen Schoß und koste sanft meine Augen und den Nasenrücken, dann besetzte sie meine Lippen und meine Zunge. Es waren zärtliche Momente, wir verschmolzen zu einem einzigen, nicht endend wollenden Kuss.

„Oh Himmel“, seufzte sie irgendwann, „das macht mich so fertig, ich bin schon beim Knutschen pladdernass geworden.“

Bevor wir tun konnten, was wir jetzt beide unbedingt tun wollten, hörten wir gerade noch rechtzeitig, dass jemand die

Wohnungstür aufschloss. In Windeseile griff Elisabeth nach ihren abgelegten Kleidungsstücken und verschwand in der angrenzenden Küche. Kurz danach stand ein humpelnder Kalle im Wohnzimmer.

„Was machst du denn hier?“, fragte er verblüfft, als er mich sah, Gottseidank noch bekleidet.

„Er hat mich nach Hause gebracht und wir wollten gerade noch etwas trinken“, rief es aus der Küche. Elisabeth trat ein, eine Flasche Sinalco und zwei Gläser in der Hand. „Willst du auch was?“

Kalle wollte nicht. Argwöhnisch musterte er uns. „Erzählt mir lieber, wie das Konzert gelaufen ist.“

„Große Klasse“, sagte sie.

„Wirklich?“, fragte er, sein Misstrauen schien verschwunden. Ich berichtete lang und breit.

Elisabeth brachte mich nach unten zur Haustür, als ich nachts gegen 1 Uhr aufbrach.

„Glück gehabt“, sagte ich, „eine Minute später und wir wären nackig gewesen.“

„Ne, Pech“, erwiderte sie, „fünfzehn Minuten später und wir hätten unseren Spaß gehabt.“ Sie küsste mich zum Abschied.

Verdammt, dachte ich, alle netten Mädchen sind vergeben. Für mich war und blieb sie, bis zum endgültigen Beweis des Gegenteils, Freundin eines Freundes und deswegen war ich nicht unglücklich darüber, dass es nur zu einem lockeren Gefummel gereicht hatte.

Nach Mitternacht zuhause einzutrudeln, war ein Vergehen für die oberste Eskalationsstufe.

„Wo kommst du her“, fragte meine Mutter empört; sie war natürlich noch wach und forderte Rechenschaft.

„Vom Musik machen“, sagte ich kurz und knapp.

„Aber doch nicht bis jetzt. Du bist erst 17.“